

Verbundkatalog Kalliope

Gine. Novelle.

Mann, Erika

Nutzungsbedingungen

Bei zahlreichen Dokumenten auf monacensia-digital.de sind die Urheberrechte bereits abgelaufen. Sie sind gemeinfrei und dürfen ohne weitere Rücksprache mit der Monacensia weiterverwendet werden.

Bei den Dokumenten, bei denen noch Urheberrechte bestehen, müssen für eine Weiterverwendung stets die Rechteinhaber*innen angefragt werden sowie eine Publikationsgenehmigung der Monacensia eingeholt werden. Das Zitatrecht bleibt hiervon unberührt.

Zur Erteilung einer Publikationserlaubnis wenden Sie sich bitte an:

Monacensia im Hildebrandhaus
Literaturarchiv
Adresse: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München
E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

Terms of use

The copyrights for numerous documents on monacensia-digital.de have already expired. They are in the public domain and may be reused without further consultation with Monacensia. In the case of documents for which copyrights still exist, the copyright holders must always be contacted for further use and publication permission must be obtained from the Monacensia. The right to quote under copyright law remains unaffected by this. To obtain permission for publication, please contact:

Monacensia im Hildebrandhaus:
Literaturarchiv
Address: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München
E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

Gine

Novelle von G r i f f a M a n n

„... prophylaktisch, meine Liebe, prophylaktisch,“ sagte der greise Hausarzt und verließ Gine mit einem aufmunternden Kopfnicken.

„Das sowieso,“ — Gine gab sich das Air einer Schnoddrigkeit, nach der ihr nicht zumute war — „das sowieso, blinder alter Mann,“ murmelte sie hinter dem Hofrat drein, dessen asthmatisches Gehabe auf der Treppe noch eine Weile zu vernehmen war.

Sie verbrachte die drei Tage bis zur Operation in einer etwas angespannten Stimmung, deren sie sich schämte. Was das schon war, ein Blinddarm! Täglich in J. allein gewiß vier Blinddärme, wobei freilich die Blinddärme auf zweihundert Kilometer im Umkreis mitzurechnen waren, denn J. war die Bezirkshauptstadt und es gab keine „Chirurgische“ auf weite Sicht. „Vier Blinddärme in J.“ rechnete Gine träumerisch, „in Deutschland gewiß an die 54, in Europa...“

Dienstag nachmittag sollte Gine in der Chirurgischen Klinik sich einfinden, Mittwoch früh sollte die kleine Sache vor sich gehen. Da war allerlei zu richten am Dienstag, vorzubereiten, man sprang nicht Hals über Kopf auf den Operationstisch, das leuchtete ein. Sie war noch nie hier gewesen, Gine, deshalb kam es ihr vor, als wollten die Gänge, in denen es hallte, kein Ende nehmen. Sie wanderte gradeaus, bog um Ecken, erklimm Stufen und kleine Emporen, die Schwester mit der weißen Haube ging lautlos voran. Als sie schließlich im schattigen Zimmer waren, das den Blick auf alte Bäume freiließ, war sie ein wenig benommen von soviel Frieden. Einmal war etwas Weißes ihnen begegnet, fahrbarer, weißer Tisch mit weißem Wärter, und die Umrisse dessen, den er fuhr, waren weiß bedeckt. „Tot?“ hatte Gine nur gefragt. „Nein, die fahren wir durch den Keller, unterirdisch,“ hatte die Schwester geantwortet, worauf Gine verstummt war.

Nun saß sie hier im Kühlen. Das kleine Weihwassergefäß zu Seiten der Tür war unaufdringlich, ebenso das Kreuzifix, das überm Bett hing. Sie packte aus. Dann war sie am Fenster und schaute. Unten lagen auf Stühlen ein paar Konvaleszenten, einer las, die andern schauten in den Himmel, untätig. Eine Schwester kam daher — „barmherzige Schwester“, dachte Gine feierlich — sie schob ein Krankenwägelchen, darin bläß ein Kind lehnte. Wenn eine Un-
ebenheit war auf dem Riesboden und der

Wagen ruckte, stöhnte der Junge, aber die Schwester fuhr ihm sacht durchs Haar. „Das vergeht,“ hörte man sie sagen...

„Das vergeht,“ es waren Stationen hier, lauter Stationen auf dem Weg in irgendeine fromme Ewigkeit. Gine fühlte, wie sie eingesponnen wurde in diese Lust aus Krankheit, Tod, Weihwasser, Mystik und Frieden. Hastig zog sie sich zurück vom Fenster und polterte mit ihren Büchern auf dem Tisch. Lauter weltlich-schöngeistige Literatur lag da. „Wichtige Neuerscheinungen“ stand auf den Umschlägen vermerkt. Nun merkte sie, daß nichts davon sie interessierte. Draußen fielen Septemberblätter in den Garten, „Herbst“, dachte sie, „Herbst ist gut für hier, aber Winter wäre fast noch besser, verschneit dies alles, zugedeckt vom Weiß.“ —

*

Schon heute gab es nur noch Suppe, aber die eigentlichen Vorbereitungen begannen am andern Morgen. Gine wußte, daß die Operation um neun getätigt werden würde. Um sechs weckte man die ruhig Schlafende. Wiegen, baden, messen, und für jede dieser Handlungen erschien ein anderer Sendbote in Gines Stube mit dem Weihwassergefäß. Auf leisen Sohlen und im tiefen Ernst erschien die Schwester bei ihr, der Wärter, „Bitte zum Wiegen, Fräulein!“ Dann gingen sie lautlos voran. In den Pausen zwischen den Handlungen lag Gine auf dem Rücken und schaute das Bild an, das ihr gegenüber hing. Da gab es einen Teetisch, reichbestellt, mit Blumen garniert, Damen gab es in Dekolleté und Spitzen, zwei Herren lehnten artig plaudernd neben ihren Stühlen, derweilen im Hintergrund eine Magd etwas brachte, mehr Tee vielleicht oder eine kühle Erfrischung. Unten am Gatter erschien ein dicker Mensch, dem es heiß war, er wischte sich mit spitzenbesetztem Tüchel die Stirn. Aber darunter stand in großer, weithin leserlicher Schnörkelschrift „Goethe in Frankfurt“. Von halber Stunde zu halber Stunde stierte Gine das Bild an. „Wie so?“ summte sie, „wie so Goethe in Frankfurt? Wie so nicht Schiller in Stuttgart, Kleist im Himmel? Müßte es nicht einen kranken Menschen irrsinnig machen können, dieses Bild ‚Goethe in Frankfurt‘? Lappisch!“

Schon kam der Wärter. „In den Operationsaal, bitte!“ sagte er, und nicht der

Schatten eines menschlichen Mitfühlens war in seiner Stimme. Er verbeugte sich wie ein Diener, der den Minister zur Audienz holt.

„Heu, heu,“ sagte sie, „also schon!“

Unsinnigerweise hielt der Wärter seinen weißen Tisch bereit, auf den mußte sie sich legen. „Aber ich bin doch...“

„Gesund,“ ergänzte still der Wärter, „das werden Sie gleich nimmer sein.“ Und er half dem Mädchen, auf dem hohen Gerät zurecht zu kommen. Sie fuhren die Gänge hinunter, die Gine kannte, jemand kam vorbei, Rosen in der Hand. Gine dachte plötzlich, wie scheußlich es wäre, wenn dieser Gast sie nun für tot hielte, und schnell setzte sie sich hoch auf ihrem Tisch, während der Wärter weiterfuhr.

Der Operationsaal war wundervoll. Sternwarten, so meinte Gine, müßten ähnlich sein. Riesiger Kuppelbau, ganz aus Glas; Licht, Klarheit, Eindeutigkeit in der Luft, deren leichter Äthergehalt wie reinigend wirkte. Was man sah, war Metall und Glas. „Schön,“ dachte Gine unbestimmt, die Härte hier und die sanften Schwestern und soviel Weiß, soviel Weiß. Dann hörte sie die Schwester ein „Schlafen Sie gut“ sagen, das ihren Ohren sonderbar klang. Das natürliche „Schlafen Sie gut“ vor dem Todeschlaf der Narkose. Immerhin machte sie ein slotztes: „Ei freilich!“ und wandte sich dem jungen Arzt zu, dem die Einschläferung anvertraut war. Er war Japaner, sie hatte ihn nie gesehen. Er sagte nicht Guten Tag und nicht Wie geht es, sein Amt war die Narkose, die bereitete er vor. Gine schloß die Augen. „Wo ist der Geheimrat?“ fragte sie noch. „Kommt, kommt!“ sagte die Schwester.

Die Narkose wirkte. Worte und Klänge kamen von weither zu ihr, „ruhig atmen,“ hörte sie, aber das sagte die Schwester nicht, auch der Japaner konnte das unmöglich gewesen sein. Das klingelte weit, weit am Ende der Welt, eine Glocke. „Ruhig,“ klingelte sie, „Alt — men.“ Dann kamen die Sekunden der Auflehnung für Gines Bewußtsein. „Goethe,“ hörte sie sich schwagen, „Goethe in Frankfurt, aber meine Schwester war in Frankfurt, voriges Jahr erst, es war nicht heiß... heiß... heiß.“ Aber das Silberläuten siegte, und schließlich schwamm Gine auf breiten Silberströmen ins Unbewußte, auf Silberbändern, die rauschten wie Ströme, tief und weit war alles, so tief! das dachte sie noch, während sie versank.

★

Sie erwachte am späten Nachmittag erst, so sagte man ihr wenigstens. Zunächst war sie unglücklich gewesen, hatte nach einer Spritze

verlangt, sich herumgeworfen und böse getobt, so daß der Geheimrat selber erschienen war, um nach seinem Verband zu sehen. Dann, während das Morphinum wirkte, hatte sie in ihrem Dämmerzustand Muße gehabt, sich mit einem Säugling zu vergleichen, einem Kind in der Wiege. War nicht jedes Erwachen aus tiefem Schlaf wie ein Geborenwerden? Das ungefähr, bedachte sie, muß der Bewußtseinsgrad sein, den diese Babies haben, wenn sie nach Milch quäken. Mehr ist es sicher nicht und doch wohl kaum weniger. Als ihr einfiel, daß sie Milch mit Morphinum zu vergleichen im Begriffe war, schämte sie sich und dachte lieber gar nichts mehr. Laß das Denken überhaupt, Urschel! sagte sie noch zu sich, ehe sie entdämmerte.

Am Abend gab es nichts als Übelkeit, und die Nacht war unangenehm. Aber am nächsten Morgen bereits begann das Anstaltsleben in ganzer Selbstverständlichkeit. Sechs Uhr wecken, waschen, messen, halb sieben Uhr Frühstück, zwölf Uhr Mittagessen, drei Uhr Tee, sechs Uhr Abendessen, waschen, schlafen. Gine wußte, daß es vierzehn Tage lang so fortgehen würde, so bekam es für sie vom ersten Tag ab etwas Eingegleistes. Besuch kam; die kleinen Geschwister erschienen bei Gine, Muß und Pud. „Mach' das Trottelchen!“ zwitscherten sie, „und das Zwergerl und den Nachtwandler!“ Das waren Künste, die Gine konnte, wenn sie gesund war.

„Kinder, Kinder,“ mahnte die Bonne, „wißt ihr denn nicht, daß Fräulein Gine krank ist? Sehr krank sogar,“ fügte sie respektvoll hinzu und betrachtete das Goethe-in-Frankfurt-Bild ohne jedes Mißfallen. Gine derweilen deutete hinter des Fräuleins Rücken das Trottelchen an, denn das war am wenigsten anstrengend. Muß jubelte los, aber Pud fand gleich einen scheinheiligen Ernst, da das Fräulein sich umwandte. „Adieu, Babies!“ sagte Gine nach einiger Zeit. „Geht nach Haus und kneift den Hund und zwick die Katz!“ — wozu die Kinder verschmüht nickten.

Am Tag darauf gab es Verbandwechsel. Der Wärter kam. „Zum Verbinden,“ kündigte er an und hob Gine mit starken weißen Armen auf seinen Tisch. Nun fuhren sie in eine Gegend, die fremd war für Gine, weit entfernt und sicher schwer zu finden. Vor einer Tür am Ende eines besonders langen Ganges standen fünf oder sechs von Ginesgleichen, weiße Tische mit Patienten, die des Verbundenwerdens harhten. „Drei haben nur Platz drinnen,“ sagte der Wärter, „die andern müssen halt heraußen warten, da kennt der Geheimrat nix.“ Ihr Tisch wurde eingereiht, aber sie mochte gar nicht um sich sehen. Konnte man wissen, was hier lag an er-

schrecklicher Breithaftigkeit und zerstückelten Gliedern? Links von ihr war es ganz still, aber gegenüber stöhnte einer zwei-, dreimal im Verlauf von fünf Minuten. Als sie schließlich den Kopf wandte, sah sie, daß ein junger Mensch dort lag, dessen Gesicht nichts zeigte als Bräune, Jugend, Nettigkeit. Sein Kopf war unbedeckt, man konnte sein Haar sehen, dichtes, braunes Jungenshaar, ziemlich verwirrt übrigens vom Liegen. Er schaute still vor sich hin, nun, da er nicht stöhnte; die eine Hand hielt er unter der Decke, die andere lag auf dem Weiß, bronzebraun, mit starken Fingern, rundnagelig, eine Sportshand.

„Und so was stöhnt hier!“ Gine dachte es und versuchte den Körper des Jungen unter dem Tuch zu erkennen. „Lang, wahrscheinlich,“ dachte sie, „aber breit in den Schultern, das sieht man; seine Augen sind nett — so abwartend — ich weiß nicht...“ Der Vorleser wurde in den Saal geschoben, nun blieben nur noch der Junge und sie. Er stöhnte wieder, schien aber nichts davon zu wissen. Sein Gesicht blieb, wie es war, ruhig und braun; das Stöhnen kam, dann wandte er den Kopf, nach links erst, wo keiner mehr lag, dann gradeaus, in Gines Richtung. Sie schaute ihn an, sein Blick ging gerade auf den ihren zu, zu sehen schien er nichts. Gine schämte sich, weil sie die Andeutung eines Lächelns versucht hatte und das bronzene Gesicht unbewegt geblieben war. Eine Hand fuhr zur Stirn, die sich verzog, es schlossen sich die Augen. Ob er Schmerzen hatte? Aber es war eher, als versuchte er, sich auf etwas zu besinnen. Sein Wagen kam in Bewegung, er war an der Reihe.

Gine, während ihr Verband entfernt wurde, war nicht bei der Sache. Es tat einmal sogar weh, sie konstatierte es obenhin; dann fragte sie: „Der ... der Fall vor mir ... was Ernstes?“

„Leider.“ Der Geheimrat zuckte die Achseln. „Unfall auf der Rennbahn — na, werden ihn schon wieder zusammenfliden.“

★

Man war leidlich zufrieden mit ihr, man rollte sie zurück. Sie lag in ihrem Zimmer und atmete die Luft dieses Hauses. Lautlos gingen die Schwestern aus und ein, sie hießen Crescencia und Carnuta, — Gine hatte Mühe, das alles sich zu merken. Fragte man sie nach Herkunft und eigentlichem Namen, verriegelte frommes Verbot die Gesichter. „Weiß nicht mehr,“ sagten sie, „vergessen.“ Zweimal des Tags war Arztparade. Der Geheimrat erschien, gefolgt von Arzt, Assi-

stentin, Schwestern. Das waren große Augenblicke jedesmal. Unmittelbar hinter dem kurzen Klopfen tat die Tür sich auf, und da standen sie, man meinte Sporen klirren zu hören, doch dafür ging zuviel Weiß von ihnen aus. Der Geheimrat, mächtiger Buddha mit den fleischigen Händen, die alles konnten, zart sein und zupackend schmissig, der Arzt, schmaler Blondin, der Angst hat, die Assistentin, schöne junge Amazone, die den weißen Kittel trägt wie einen Panzer. Es war glänzend, ihnen zuzusehen. Um so glänzender, als sie alle der großen Wirkung sich bewußt waren, die von ihnen ausging. Auch der kleine Arzt, auch die Schwestern, die an Frömmigkeit seltsam einzubüßen schienen während dieses theatralisch-perfekten Auftritts. Die Visiten hatten meist rein dekorativen Charakter, die Verbände saßen, der Patient ruhte. Der Geheimrat pflegte denn auch nur durchs Zimmer zu gehen, einen aufmunternden Witz auf den Lippen, er lobte Blumen und Geschenke, die ihm aufhielen. „Bitte!“ sagte er und war schon draußen. Mit ihm sein Stab, der die Türe hinter ihm schloß.

Gine las wenig in dieser Zeit. Meist lag sie auf dem Rücken und hing den Gedanken nach, die in unbestimmbaren Geschwadern zu ihr kamen. Es war lustig, sie wechseln zu sehen, wie Szenen wechseln, nur viel schneller. Versuchte sie einen Rückblick, so war da immer ein wirrer Hexensabbat von Gedankenfolgen; sie hatte auch jetzt noch Fieber, daher kam das wohl. Des braunen Burschen, der so arg verunglückt war, daß es den Geheimrat ganz ernsthaft gestimmt hatte, gedachte sie zu mehreren Malen. So oft sogar, daß sie sich das Denken an ihn eines Tages ganz verbot. „Nicht einmal angeschaut hat er dich,“ brummte sie. — „Vielleicht zu krank? ...“ Immerhin, sie strich ihn aus in ihren Gedanken, mochte er ohne sie gesund werden, unter den fleischigen Händen des Buddhas, die auch sie demnächst wieder verarzten würden, unten, im Verbandsaal.

Bekam sie Besuch, Freunde und Verwandte, zeigte sie sich matt und ablehnend. „Seid nicht so laut,“ bat sie häufig, und statt den Gesprächen zu folgen, die man für sie anspann, horchte sie auf den Stundenschlag der Glocken drüben von der Kirche her. „Es geht mir gut,“ sagte sie. Selbst an das Goethe-Bild hatte sie sich gewöhnt. „Goethe in Frankfurt,“ was denn wohl sonst? Man verließ sie nicht ohne Besorgnis. Viel zu lange schon lag sie nun hier, und es schien, als wollte sie nicht gesund werden.

Den Braunen hatte sie wirklich beinahe vergessen, als er vorm Verbandsaal unver-

sehens neben sie zu liegen kam. Er war verändert, das sah sie gleich. Die Backenknochen traten viel stärker vor als beim erstenmal, und die Haut schien blässer geworden unter der Sonnenbrunze. Seine Augen hatten den abwartenden Ausdruck verloren, der Gine an ihnen aufgefallen war, sie wanderten herum und hatten einen Fieberglanz bekommen, der zur Schlichtheit dieses Gesichts gar nicht passen wollte. Die rechte Hand war wieder unterm Tisch verborgen, die linke hing seitwärts vom Tisch, er trug ein richtiges Knabennachthemd, Gine sah gerührt die roten Rändchen an der Manschette. Seine Augen auf ihrer Wanderschaft blieben einen Moment lang bei Gine zur Rast, sein Blick lag auf ihrem Gesicht, diesmal war sie es, die nicht antwortete. Nur ihre rechte Hand ließ sie vom Tisch gleiten, — nun hingen ihre Arme nebeneinander, seiner mit der Knabenmanschette und ihr schmaler, mädchenhafter, der nackt war.

Unruhe kam in die Reihe, ein Tisch wurde in den Saal geschoben, andere wurden rangiert. Gines linker Nachbar bekam einen neuen Platz, der Wärter stieß ungeschickt an ihr Fahrgeßell, das wiederum tat einen kleinen Ruck in Richtung des Brunnens der rechts lag. Dabei geschah es, daß ihre Hände sich berührten, die Handrücken fielen leicht gegeneinander, Gine konnte seine Knöchel spüren, über denen straff die Haut sich spannte. Sie sah ihn an, schnell, als gäbe es etwas zu versäumen. Der Junge lächelte, flüchtig und ohne daß seine Augen teilgenommen hätten. Er verzog den Mund, so daß ein paar Zähne frei wurden, große, starke, weiße, — von der Nase abwärts gab es zwei harte Falten — er war magerer geworden, man sah es, nun, da er lächelte. Die Hand, die linke, die, mit der er Gines Hand gestreift hatte, zog er langsam zu sich herauf. Nun lag sie auf seiner Brust oder doch dort, wo Gine seine Brust vermutete. Das war alles. Mehr geschah nicht an jenem Vormittag zwischen diesen beiden.

Dann lag Gine wieder im Zimmer unterm Kreuzifix und dem Goethe-Bild gegenüber. Am Abend kam die Parade. Der Geheimrat klirrte herein, die Adjutanten folgten in gemessenem Abstand. „Sagen Sie, Herr Geheimrat,“ — Gine gab sich einen Ruck und redete den Buddha an, zum zweitenmal, seit sie hier war — „dieser — dieser lädierte Sportsmann — wird er bald gesund sein?“ —

„Nein,“ der Geheimrat senkte für einen kurzen Augenblick die Stirn, „den gibt's nicht mehr... heute Mittag, ganz plötzlich, zuviel kaputt innen... wissen Sie...“

„Er war noch ganz jung,“ sagte Gine nur und wartete, daß die Parade sich entferne.

★

Da sie nun allein war, wußte sie nicht recht, was anfangen. „Den also gibt's nicht mehr,“ sagte sie. „Sie werden ihn durch den Keller gefahren haben. Heimlich durch den Keller.“ Und ein unerklärlicher Zorn packte sie gegen alles hier, gegen das Fromme und das Weiße und das Gläserne. „Haben ihn sterben lassen,“ dachte sie, „sonst konnten sie nichts.“

Die Schwestern erschienen ihr mit einemmal in einem schleicherischen Licht. Leise und machtlos waren sie, während der Buddha laut und machtlos erschien. Was galt dies alles hier, die Gloden und der Friede, gegen die einmalige Wirklichkeit dieses Todes! „Ob man ihm sein Hemd gelassen hat?“ dachte sie noch, — dann klingelte sie und bat in herrischem Ton um ihre Kleider. Sie wollte aufstehen.

Zwei Tage blieb Gine noch in der Klinik. Es galt das Gehen wieder zu erlernen, ihr wurde immer schwindelig dabei. Oft saß sie angekleidet am Fenster und las. Ingrid las sie in ihren modernen Büchern; von der großen Abgeschiedenheit drängen im Gange wollte sie nun nichts mehr wissen. Mochten Schwestern hin und wider gehen, mochten still die Kranken in den Himmel schauen — man hatte Ernst gemacht, zum Teufel, hatte einen sterben lassen, den Gine kannte, sehr gut kannte, obgleich sie ihn nur einmal hatte lächeln sehen.

Dann kam der Augenblick, da sie entlassen wurde. Ihr Kösserchen trug der Wärter hinunter, aber sie selber wußte schon den Weg, absichtlich ließ sie dem Weißen einen gehörigen Vorsprung. Von den Schwestern hatte sie sich herzlich weltlich verabschiedet, die Trennung von der Arztparade hatte am Abend vorher schon stattgefunden, anläßlich der Visite, scherzhaft und ohne allen Aufwand.

Drunten vorm Anstaltstor warteten die Kleinen im Auto. „Nach' das Zwerggerl!“ quetschten sie, und Gine machte das Zwerggerl, obgleich es ihr nicht leicht fiel. Die Klinik im Rücken, hockte sie sich trozig nieder, schnitt die Zwergengrimmasse, die Mucks und Pucks ganze Freude war, und landete schließlich atemlos und überanstrengt im Wagen. Sie fuhren dahin, durch die belebte Stadt und weiter, hinaus, dem elterlichen Landsitz zu. Gine atmete wie eine Erlöste. Der Herbst hatte einen schönen Wind für sie, der fuhr durchs Haar und kühlte. „Sind viele gestorben?“ fragte Puck, mit einem neugierigen kleinen Gesicht. „Ja, — viele...“ sagte Gine, „aber ich darf leben.“